



1840

1840



CCCCLXXVII. Die Strasse über den Gotthardt und die Teufelsbrücke  
in der Schweiz.

Ein Uebersteigen der Alpen galt im Alterthum für eine herkulische Arbeit; ja die Sage nennt geradezu den Herkules selbst als den Erbauer des ersten Wegs über das Gebirge. Besser begründet ist die Kunde von einer heiligen Straße, welche die stammverwandten Völkerschaften des Gebirgs als gemeinschaftliches Kommunikationsmittel zu unterhalten sich verpflichteten. Sie war ein Werk der Nothdurft und schlecht genug; denn als Hannibal auf derselben mit schwererem Kriegsgeräth und Elefanten nach Italien drang, hielt man das Unternehmen für ein Wunder. Später bauten zwar die Römer eigentliche Kunststraßen; aber aus ihren Trümmern sieht man, daß auch sie nur schmale Wege waren, steil und gefährlich und mit unsern heutigen Heerwegen gar nicht zu vergleichen.

Diese Werke versielen mit dem Reiche, das ihrer bedurfte und sie hergestellt hatte, und bis in's achtzehnte Jahrhundert bestanden die Alpenwege nur aus Saumpfaden. Erst als die Posteinrichtungen und die erweiterten Handels- und Gewerbeverhältnisse die Erbauung fahrbarer Alpenstraßen als eine unabweisliche Nothwendigkeit hinstellten, schöpfte man zu größern Unternehmungen Muth; doch der eigentliche Zauberer, der die Alpen ebnete, war der Kriegsgott. Napoleon wollte, daß sich ganze Armeen, mit Geschütz und Train, nach jeglicher Richtung über das Gebirge bewegen könnten, und was er wollte, machte er innerhalb einiger Jahre zur That. Mit sieben prächtigen Heerstraßen durchfurchte er das starre Antlitz des höchsten Gebirgs unsers Erdtheils, und jetzt wird die Verbindung zwischen Frankreich, Deutschland und Italien auf dreizehn Wegen unterhalten, die sämmtlich mit Lastwagen zu jeder Jahreszeit befahren werden können.

Keine dieser Straßen führt jedoch unmittelbar über die höchsten Kämme, wie dies bei niedrigeren Gebirgsketten häufig der Fall ist; alle laufen auf ihren erhabensten Punkten durch tiefe Einschnitte und Einsattelungen (Cols), welche eine halbe bis zwei Stunden breit sind und die schon in frühesten Zeiten zu Pfaden und Saumpfaden benützt wurden. In diesen Einschnitten, wo sich die Gewässer der verschiedenen Stromgebiete scheiden, entstanden

schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Einsiedeleien, Klöster, Hospitäler und Wirthshäuser zum Dienste der Reisenden und zur Rettung der Verunglückten und Verirrten. Diese alten Werke der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit werden immer noch erhalten, obschon die Veranlassung, welche sie gründete, fast nirgends mehr vorhanden ist.

Der Kunstweg über den Gotthardt ist unter den Werken des Alpenstraßenbaus einer der größten und neuesten. Sein Hochpunkt befindet sich 6750 Fuß über dem Meere. Schon in den ältesten Zeiten verband der Gotthardtspaß die Schweiz mit Italien; schon die Römer fanden ihn gangbar, als sie in diese Gegenden kamen. Die unzähligen Völkerschwärme, welche Marius vernichtete, die Cimbern und Teutonen, stiegen auf demselben in die lachenden Gefilde des Römerreichs herab, nach dessen Eroberung sie trachteten. Auf ihm drangen im fünften Jahrhundert ihre Nachkommen, die Alemanen, gegen das schwachgewordene Rom; doch waren auch sie nicht glücklicher, als ihre Vorfahren, denn sie wurden bei Bellinzona überwunden. Ein deutscher Prälat, der Bischof von Hildesheim, baute im zwölften Jahrhundert, bei Veranlassung einer Fahrt nach Rom, auf dem Col eine dem heil. Gotthardt geweihte Kapelle mit einem Hospiz für hilfsbedürftige Wanderer: eine Stiftung, die sich erhalten hat bis auf unsere Zeiten. Die alte Straße war ehemals gepflastert; sie konnte ohne Gefahr, jedoch nur mit Saumthieren passirt werden. Man brauchte von Altdorf bis Bellinzona drei volle Tage. Gegenwärtig macht man die Tour mit größter Bequemlichkeit zu Wagen in zwanzig Stunden.

Meistens kommen die Reisenden, welche aus der Schweiz über den Gotthardt nach Italien wollen, durch das Thal des Vierwaldstädter Sees über Füelen und Altdorf her, wo sie einen Tag rasten, um die heiligen Orte der Freiheit zu betrachten. Von Altdorf steigt die Straße am Fuße einer steilen Gebirgswand langsam auf. Hohe Tannenwälder prangen auf derselben; seit Jahrhunderten werden sie wie ein Heiligthum erhalten, denn sie schützen das Städtchen und die Straße gegen die herabrollenden Felsstücke und Lawinen. Eine Brücke führt hinter Altdorf über den Schächenbach, welcher aus seinem Thale der Reuß entgegen rauscht. Jenseits dieses Baldwassers schlängelt der Weg an senkelgeraden Felsen vorbei, die, wie steile Ufer eines Sees, aus der horizontalen Ebene aufsteigen. Und ein See war hier wirklich, bis der nagende Zahn der Zeit und der Druck der gefangenen Gewässer die Banden derselben sprengten und den Felsdamm niederstürzten, welcher sie abwärts einschloß.

Mit einer scharfen Wendung betritt die Straße das herrliche Thal, durch welches die mächtige Reuß dem Vierwaldstädter See zufließt. Ihre rechten Ufer sind hohe, üppig bewaldete Berge; links thürmt sich die Felswand des Solzernbergs hoch empor und wirft weithin seine dunkeln Schatten; vorwärts schimmert der beschneite Gipfel des Stägerbergs, und der hinter ihm glänzende, noch höhere Crispalt schließt die Fernsicht. In den Windungen des engen, romantischen Grundes hin führt die Straße zu einem Häuflein zerstreuter

Wohnungen: nach „Am Steg“ mit einem Posthause. Jenseits dieses Ortes passiert man den Kerstelenbach auf einer Brücke, von der man den Einblick in den tiefen, von schroffem Gebirg eingefassten Maderanengrund genießt. Von diesem Punkte an steigt die Straße ohne Unterbrechung fort bis auf den Nacken des Gotthardts. Die Reuß bleibt die beständige Begleiterin; ihr immer und immer stärkeres Rauschen verräth ihr starkes Gefäll. Alle Berge werden majestätischer, ihre Formen markirter; die Welt der Hochalpen offenbart sich. Spigen und Zacken ragen zwischen langen Föhern, und von den Zinnen der Felsen sieht man die Nebel der Staubbäche, in denen sich die Sonnenstrahlen mit allen Farben des Regenbogens brechen. Der Wasserfälle ferner Donner wird häufig hörbar. Die Reuß tobt in tiefer Klust dahin. Auf alten und neuen Brücken wird sie bald da, bald dort von der Straße überschritten, bis der „Pfaffensprung“ erreicht ist, eine Stelle, die jeden Wanderer fesselt. Hier stürzt sich die wilde Reuß senkrecht in die furchtbare Tiefe, hervordrechend aus einer schmalen Bergspalte, über welche, der Sage nach, einst ein Mönch, mit seinem Liebchen im Arm, gesprungen seyn soll, um zu entfliehen.

Reisende, deren Seele für das Große in der Natur nicht schon todt ist, wandern von da bis zum Gipfel der Gotthardtsstraße zu Fuße. Brücken folgen auf Brücken, eine kühner erbaut als die andere. Auch den Beherztesten ergreift wohl der Schwindel, wenn er über ihre Brustwehr hinab in den dunkeln Abgrund schaut, wo der Strom rast, Gischtwolken emporsprühend. Wasen wird erreicht, ein freundliches Dörfchen, das von „Am Steg“ zwei Stunden entfernt ist. Die Vegetation, bis daher noch üppig, wird nun ärmer. Mühsam und im Zickzack klettert die Straße an den steilen Thälwänden hinauf, bald hüben, bald drüben; tiefer, furchtbarer wühlt der Bergstrom, streckenlang zürnt er in schäumenden Wasserfällen. Giesbäche sieht man sehr häufig; öfters stürzen sie über die Straße und der Reisende blickt mit Verwunderung durch den dünnen, nassen Vorhang. Da, wo der Rohrbach aus enger Klust, die mit wildem Gebüsch überwachsen ist, der Reuß zutobt, liegt ein Stein; — von dem weiß jeder Hirtenknabe zu erzählen, daß ihn der Teufel beim Erbau seiner Brücke verloren, und jeder warnt, sich darauf zu setzen. Wer möchte auch da ausruhen, wo die Schauer der großen chaotischen Natur rastlos vorwärts treiben? Nichts Freundliches begegnet mehr dem Auge; keine Hütte, kein Baum, kein schattender Busch; nur hie und da noch, unterm Schutze überhangenden Gesteins, wuchert zarter Farren oder gelbes Moos in den Klüften, oder ein einsames Alpenblümchen freut sich, ungeplückt, seines Daseyns. Kahle, oft über tausend Fuß hohe Felsmauern senken sich hinab, oder gipfeln als Thürme in die Wolken; oder aus schwindelnder Höhe gucken lockere Felsstücke, weit überhangend, auf den zagenden Reisenden hinunter, während schon hinabgerollte, haugroße Massen zerschmettert am Wege liegen. Wann, wie es häufig der Fall ist, Gewitter-

wolken zwischen diesen engen Felspalten sich sammeln, oder dicke Bergnebel den Reisenden in Finsterniß hüllen, so glaubt er sich dem Acheron nahe und nicht mehr in der hohen, lichten Bergwelt.

In dieser Szene des Grauens — gerade da, wo alle Schrecken der Gegend auf die Seele des Wanderers einströmen; da, wo er sich am Ende der Welt glaubt und ohne Ausgang: — da erscheint mit einem Male ein graubemooster Schwibbogen von rohen Felsblöcken, inmitten weißer Schaumwolken, umstürmt von hoch herabstürzenden Fluthen. Es ist die Teufelsbrücke — und kein Wunder ist's, daß die Sage sie zu einem Werke übermenschlicher Kräfte gemacht. In einem einzigen Bogen von 75 Fuß Spannung schreitet sie leicht von einer Felswand hinüber auf die andere. —

Wer nicht schwindelt, der rastet auf der Mitte des Bogens und schauet um sich. Ringsum Felsen, die nur den Blick nach den Wolken gestatten; Felsen, die sich fast berühren, und unter sich eine unabsehbare Tiefe, in welche eine schäumende, tobende Fluth hinabdonnert. Kein anderer Punkt der Alpen bietet ein solches Schauspiel wieder. —

Zum Glück ist die Brücke, dies merkwürdige Werk uralter Baukunst, allen Zerstörungschancen entgangen, welche Kriege und der neue Straßenbau in reichlichem Maße darbieten. — Als Suwarow mit seinen 30,000 Russen über den Gotthardt zog, waren schon die Pulvertonnen gefüllt, welche jene sprengen sollten; aber, betroffen von dem Anblick des Wunderbaus, befahl er bei Todesstrafe dessen Erhaltung. Suwarow befuhr nachher zum allgemeinen Erstaunen in einer niedrigen Droschke den Gotthardtsweg, der damals noch ein bloßer Saumweg war.

Ueber der Teufelsbrücke ist das Defilé durch himmelhohe Felsen geschlossen, in welche sich die Reuß senkrecht und so eingesägt hat, daß dem Wege auch nicht ein Fuß breit Raum übrig bleibt. Man mußte ihn deshalb durch die Felsen führen. Diese Stelle, das Urner Loch, war ehemals ein enger, finsterner Stollen, passend zu der Schauerzene der Außenwelt; jetzt ist's ein prächtiger Tunnel, durch eine weite Oeffnung erleuchtet, welche man seitwärts in's Freie gebrochen hat. Durch dieses Felsenfenster sieht man die Bogen der wilden Reuß, welche durch die enge Felspalte hinabstürzt. Ihr Gebrüll, das an den Felswänden schauerlich wiederhallt, übertäubt jeden andern Laut, und wer es wagt, sich über die Brüstung hinaus zu biegen, hat ein Schauspiel voller Erhabenheit, aber auch voller Entsetzen vor sich.

Jenseits des Urner Lochs ist die Szene gänzlich verändert. An die Stelle des Bogentumults ist Todtenstille getreten, statt des rastlosen Kampfgeräus der Elemente tritt das Bild ungestörter Ruhe vor die Seele. Ueber eine begraste Hochebene, an lichtgrünen Alpen hin, auf welchen da und dort ein Hirt bei seinen weidenden Rindern jodelt, führt die Straße nach dem Dörfchen Hospital, dessen Häuser schon in weiter

Ferne dem Wanderer freundlich zuwinken. Die Umgebung des Dertchens ist das Bild der Einfachheit und des Friedens. Bäume sieht man nicht; ringsum aber sind die schönsten Bergwiesen, geschützt von den Mauern und Wällen, die des Schöpfers Hand erbaut hat. Auch die Menschen sind keine unharmonische Staffage in dieser Landschaft; sie scheinen zufrieden. Obschon abgesondert durch ihre Lage von der übrigen Welt, führt ihnen die Straße doch Leute aus allen Weltgegenden zu, und Keiner kömmt und Keiner geht, der nicht zu der nie versiegenden Quelle des Erwerbs, welcher für die Hospitalbewohner die Straße ist, seinen Tropfen spendete. Meistens Hirten, sind sie nebenbei Führer, Säumer, Lastträger oder Wirth. Es ist ein gesunder, robuster Schlag mit dem wohlthuenden Blick freier Menschen. Hospital ist das letzte schweizerische Dorf. Es liegt schon so hoch, daß kein Getreide, kein Holz, kein Gemüse fortkommt. Alle diese Lebensbedürfnisse aber bringt der tägliche Verkehr aus den tiefer gelegenen Landstrichen reichlich und zu billigen Preisen herauf.

Von Hospital bis zum Hospiz sind es drei Stunden. Mühsam windet sich die Straße mit vielen Krümmungen hinan. Eine kleine, sterile Ebene bildet den Nacken des seitwärts noch 3000 Fuß höher ansteigenden Gotthardts. Das Plateau, von Felsen eingeschlossen, ist ein ödes, trauriges Plätzchen. Zehn Monate herrscht hier der Winter, das ganze Jahr der Sturm.

Auf dieser Höhe, 6750 Fuß über der Meeresfläche, umgeben von Felsen und den mit ewigem Schnee und furchtbaren Gletschermassen bedeckten Berggipfeln, lag sonst das von dem menschenfreundlichen Borromäer 1648 erbaute Kloster der Kapuziner. Die frommen Väter empfingen die Reisenden gastlich und unentgeltlich, und suchten bei schlechtem Wetter mit ihren Hunden, deren letzte Abkömmlinge noch im Hospiz des großen Bernhard zu sehen sind, die Verirrten oder durch Lawinen Verunglückten auf, welchen nächtlich, von Viertelstunde zu Viertelstunde, durch eine Glocke Zeichen gegeben wurde. Der Krieg, welcher in der Revolutionszeit hier gewüthet, hat auch diese menschenfreundliche Anstalt zerstört, und von ihrem Daseyn zeugen jetzt nur einige von Brand geschwärzte Mauern. Die Sommermonate über unterhält ein Gastwirth aus Airolo eine schlechte Wirthschaft hier oben, und ein Paar Spediteurs haben eine Waarenniederlage und einen Stall zur Bequemlichkeit der Fuhrleute und Maulthiertreiber erbaut, welche Lust haben, ihre Ladungen zu wechseln.

Mit dem ersten Schritte vom Nacken des Gotthardts abwärts ändert sich die Szene. Der warme Hauch Italiens weht von Airolo herauf und belebt das todte Gestein. Es bedeckt sich zuerst mit Moos und Farren, dann mit dichtem, kurzem Grase, dann mit der Flora der Alpen, und weiter hinab erscheinen das Rhododendron und andere blühende Kinder der südlichen Gebirge auf den Felsblöcken, welche des Lessins (Lizino's)

Krystallene Fluth umschäumt. Airolo, im erweiterten Thalgrunde, ein freundliches, lebenvolles, nahrungreiches Städtchen, nimmt den Reisenden gastlich auf und Camezzi's vortreffliche Wirthschaft reicht nach der anstrengenden Bergwanderung jegliche Erquickung dar.

Vom Gotthardt bis Airolo sind's 2 Meilen, und 2 $\frac{1}{2}$  Meilen von da nach Faido, der nächsten Station. Auf dieser Strecke entfaltet sich noch einmal die große Alpennatur mit ihren Wundern. Die vortreffliche Kunststraße geht durch den Livinergrund an den malerischen Wasserfällen des Tessin vorüber, bald über Viadukte, bald über kühn gesprengte Brücken. Die Szenerien des Val Tremola sind berühmt. Schauerlich ist die Felsenschlucht bei der Bitterbrücke (Ponte Tremola), über welcher die Steinmassen bis an die Wolken steigen, während der Tessin mit ungeheuern Sturz und einem auf Meilen weit hörbaren Donner die Tiefe aufsucht. — Bald nimmt die Natur wieder freundlichere Züge an. Das Thal wird breiter, die Felsen sind nicht mehr mit entwirpelten Tannen, sondern mit dichtbelaubten, edlen Kastanien bewachsen, und zu ihrem üppigen Laubdach bildet die Fernsicht in die blinkenden Schneethäler rückwärts, aus denen silberne Kaskaden und Staubbäche herabstürzen, einen angenehmen Kontrast. An einer Stelle sieht man deren acht auf einmal.

Faido ist ein freundliches, gastliches Dörfchen. Die Ufer des Tessins werden immer lachender und weiter abwärts sieht man jede kulturfähige Felsdecke sorgfältig benutzt. Weinreben ranken an dem Gestein, und die Aprikose und die Pfirsich bieten mit fruchtbeladenen Ästen dem Wanderer Labsal.

Es naht die eigentliche Grenze Hesperiens. Bellinzona ist sein Thor, die nächste Station. Auf hohen Felsen, zu beiden Seiten der Straße, thronen und drohen zwei gewaltige Burgen; sie bewachen den Paß, einen Hauptschlüssel Italiens. Und hier, wo die Straße zwischen hohen Ballnuß- und Maulbeerbäumen hinzieht, an welchen die Weinrebe nachlässig von Stamm zu Stamm sich hinüber schlingt, wo die breitblättrigen Feigenbüsche die sonnigen Wände der Wohnungen bekleiden, verlassen wir den Weg und wünschen Allen, die ihn ziehen, der schuldlosen Freude volles Maß. —

